

Allitera Verlag

*literatur*  
**WERKstatt**  
berlin

Sie sind alle am Anfang ihrer schriftstellerischen Karriere, nicht älter als 35 Jahre. Die meisten suchen nach einer ernsthaften Herausforderung in der Literaturszene. Dazu haben sie die Chance – als Teilnehmerinnen und Teilnehmer des open mike der Literaturwerkstatt Berlin.

Der open mike ist ein internationaler Wettbewerb junger deutschsprachiger Prosa und Lyrik. Schon längst ist er über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt.

Viele Autoren, deren Namen heute im Literaturbetrieb bekannt sind, haben ihre Karriere beim open mike in der Literaturwerkstatt Berlin gestartet. Dazu gehören zum Beispiel Zsuzsa Bánk, Nico Bleutge, Jan Brandt, Karen Duve, Rabea Edel, Julia Franck, Verena Güntner, Björn Kuhligk, Kathrin Röggla, Terézia Mora, Tilman Rammstedt und Jochen Schmidt.

Sechs Lektorinnen und Lektoren aus renommierten Verlagen – Sabine Dörlemann (Dörlemann Verlag), Sandra Heinrich (Kiepenheuer & Witsch), Doris Plöschberger (Suhrkamp Verlag), Andreas Rötzer (Verlag Matthes & Seitz), Christiane Schmidt (freie Lektorin) und Reto Ziegler (Edition Korrespondenzen) – haben riesige anonymisierte Textberge abgetragen, sich durch knapp 600 in die Wertung gekommene Einsendungen gelesen und die 20 interessantesten Texte herausgesucht. Die ausgewählten Autorinnen und Autoren präsentierten im Finale vom 6. bis 8. November 2015 in Berlin ihre Texte dem Publikum und der Jury (Jan Brandt, Klaus Merz und Terézia Mora).

Der 23. open mike ist eine Gemeinschaftsveranstaltung der Literaturwerkstatt Berlin und der Crespo Foundation.

Kooperation mit dem Heimathafen Neukölln und dem Allitera Verlag. Mit freundlicher Unterstützung des Fachbereichs Kultur des Bezirksamtes Neukölln.

# 23. open mike

Internationaler Wettbewerb  
junger deutschsprachiger Prosa und Lyrik  
Die 20 Finaltexte

*literatur*  
**WERKstatt**  
berlin

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:  
[www.allitera.de](http://www.allitera.de)

November 2015

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2015 Anthologie: Buch&media GmbH, München

© 2015 Texte: bei den Autoren

Projektbetreuung: Heidi Keller, München

Corporate ID/Grafik: Beratung, Konzeption, Produktion:

[www.heckerconsult.com](http://www.heckerconsult.com)

Gestaltung Umschlagmotiv: [www.allstarsdesign.de](http://www.allstarsdesign.de)

Foto: Holger Stütting

print 978-3-86906-806-0

pdf 978-3-86906-807-7

epub 978-3-86906-808-4

Printed in Europe

## Inhalt

- Jan Brandt *Gegen das Brot* · 7
- Tatjana von der Beek *Sternkinder* · 12
- Anja Braunwieser *Pumpgun* · 18
- Toby Dax *Many fine Writers have not been sent to Prison* · 24
- Hilde Drexler *Zinnentanz* · 33
- Philipp Enders *meerzwiebel* · 41
- Margarita Iov *Mögliche Pfade* · 49
- Paul Klambauer *Trou de Loup* · 55
- Dominique Klevinghaus *Villa am Wasser* · 61
- Felix Kracke *Bist'n good boy, Matze* · 68
- Philip Krömer *der eine der andere* · 73
- Tobias Lewkowicz *Gedichte* · 82
- Jessica Lind *Mama* · 90
- Arnold Maxwill *Hoppers Transformation* · 97
- Lena Rubey *Marea alta* · 106
- Lilli Sachse *Gedichte* · 111
- Andra Schwarz *Gedichte* · 134
- Hakan Tezkan *Wolf* · 146
- Theresia Töglhofer *Das pure Leben* · 152
- Eckhard G. Waldstein *Collage: »Wunschfee-à-la-Hashtagwunder im Unfassbar-Reich & brrr – es zittert mich, sprach Zarathustra« (Leim auf Wand, in 15 Min.)* · 160
- Bettina Wilpert *Alex, Selfie* · 165
- Die Autorinnen und Autoren · 171
- Die Jury · 176
- Die Lektorinnen und Lektoren · 177
- Preisträger/-innen & Jury 1993–2015 · 178



Jan Brandt

*Gegen das Brot*

Zu meinem sechzehnten Geburtstag lieh mir mein älterer Bruder seine Charles-Bukowski-Sammlung. Er meinte, ich sei jetzt endlich in dem Alter, »etwas Vernünftiges« zu lesen, etwas, das mich weiterbringen würde im Leben. Also las ich *Kaputt in Hollywood*, *Fuck Machine*, *Flinke Killer*, *Das Liebesleben der Hyäne* und *Das Schlimmste kommt noch* und dachte: »Ach so geht das mit dem Schreiben: Man braucht nur Sex und Alkohol, dann läuft das wie von selbst.« In Ermangelung von Sex setzte ich meine ganze Hoffnung in Alkohol als Inspirationsquelle und wartete auf die erste Möglichkeit, mich für längere Zeit heillos besaufen zu können und in diesem dauerhaften tranceartigen Zustand an einem Roman zu arbeiten – wie auch immer der dann aussehen mochte.

Am ersten Tag der Osterferien 1992 schenkte ich mir ein Glas Wein ein, stellte die elektrische Schreibmaschine an – eine AEG Olympia Carrera II mit Memory Display –, spannte ein leeres Blatt ein und trank und trank und trank, aber anstatt Ideen bekam ich Kopfschmerzen. Ich setzte den Wein wieder ab und brachte es in drei Wochen auf einhundertzwanzig einzeilig beschriebene Seiten – die Geschichte eines Aussteigers, der in einer Bar in Los Angeles einen Obdachlosen kennenlernt, selbst obdachlos wird, alles, was er hat, in den VW Käfer lädt, aufs Land fährt und als großes Finale eine Farm abfackelt. Ich heftete die Seiten ab und stellte den Aktenordner in den Kleiderschrank, ohne jemals wieder hineinzuschauen.

In den Monaten darauf las ich alles von Hermann Hesse, schrieb Gedichte an den Mond, weinte viel und verbrannte mein lyrisches Frühwerk hinterm Haus im Garten. Dann verlegte ich mich auf Novellen; meine Sammlung wuchs mit jedem Jahr, ich schrieb zehn während des Zivildienstes und zehn während des Grundstudiums, aber ich erzählte niemandem davon, weil ich mit einem Zyklus, einem großen Novellen-Wurf, an die Öffentlichkeit treten wollte, eine zeitgenössische Version des *Dekamerone*. Nach einem einjährigen Aufenthalt in London, wo ich mich Kommuni-

litonen gegenüber als Schriftsteller geoutet hatte, war ich pleite und verzweifelt. Pleite, weil selbst das WG-Zimmer im Wohnheim siebenhundertfünfzig Mark gekostet hatte; verzweifelt, weil die Resonanz auf meine ersten Kurzgeschichten vernichtend gewesen war: »Das sind schlechte Kafka-Imitationen.« – »Du hast keine eigene Stimme.« – »Mich interessieren keine sprechenden Tauben.«

Als Konsequenz aus diesem doppelten Versagen tat ich das, was damals fast alle taten, die arm waren und irgendwas mit Medien machen wollten: Ich zog nach Berlin. Ende der Neunziger, in der Zeit des großen Hypes, als sich die Bundesregierung, Zeitungsverlage und Start-ups in der Hauptstadt ansiedelten, war plötzlich auch die junge deutsche Literatur in aller Munde; popkulturell beschlagene Journalisten wie Christian Kracht oder Benjamin von Stuckrad-Barre veröffentlichten Aufsehen erregende Romane, in denen SPD-Nazis und Barbour-Jacken-Träger, Studentenpartys, Liebeskummer und Musik eine nicht unwesentliche Rolle spielen, traten in Talkshows auf und machten Werbung für das Modehaus Peek & Cloppenburg.

Das Wunderkind, der erst siebzehnjährige Debütant Benjamin Lebert, Spross einer Journalistendynastie, erreichte mit seinem Roman *Crazy* über das Leben eines Teenagers im Internat eine von Verlagen üblicherweise schwer zu erreichende Zielgruppe: die Nichtleser. Aber auch jenseits von Pop und Jugend erlangte deutsche Gegenwartsliteratur eine unwahrscheinliche Aufmerksamkeit. Ingo Schulze und Judith Hermann bewiesen mit *Simple Stories* und *Sommerhaus*, später, dass Kurzgeschichten auch im deutschsprachigen Raum ein Publikum finden und sich zudem international verkaufen lassen – wenn sie als Roman ausgewiesen oder im Fernsehen ausführlich und einhellig gelobt werden. Das Hamburger Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* rief im März 1999 im Literaturrausch das »Fräuleinwunder« aus und druckte im Herbst die Titelgeschichte *Die Enkel kommen*, wofür man eine Gruppe nichtgreiser Autoren mit Blechtrommeln posieren ließ. Nach der Nobelpreisverleihung an Günter Grass für seinen vierzig Jahre zuvor erschienenen Debütroman wurde auch das englischsprachige Ausland hellhörig: Sogar das *Times Literary Supplement* diagnostizierte »eine ungewöhnlich große Anzahl perfekter Erstlingsromane« junger deutscher Autoren. Und im Untergrund, noch unbemerkt von der Öffentlichkeit, begannen



sich Dichter zu formieren, Lyriker von morgen, die der Gattung eine ganz neue, ungeahnt aktuelle Qualität verleihen sollten.

Ich war nicht nur aufgrund der allgemeinen Aufbruchstimmung nach Berlin gezogen, sondern vor allem der günstigen Mieten wegen. Trotzdem geriet auch ich in den Sog, der von Berlin ausging, von neu gegründeten Zeitungen wie der *Jungle World*, *Financial Times Deutschland* oder den *Berliner Seiten* der FAZ. Von neu gegründeten Verlagen wie Alexander Fest oder Eichborn Berlin. Und beim open-mike-Wettbewerb in der Literaturwerkstatt, Majakowski-Ring 46/48, in der Pankower Villa des ersten Ministerpräsidenten der DDR, lernte ich Gleichaltrige kennen, Absolventen und Studenten des neu gegründeten Literaturinstituts Leipzig und des eben erst eingerichteten Studienganges Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus an der Universität Hildesheim. Und ich traf dort auch zum ersten Mal leibhaftig auf jene Agenten, die in den Feuilletons der Republik von älteren Autoren, Lektoren, Verlegern und Kritikern als Symbol für den Untergang des Abendlandes betrachtet wurden.

Obwohl ich Literaturwissenschaft studierte – also das ganze analytische Handwerkszeug kannte –, machte ich mir keine Gedanken darüber, was mein Thema sei, welcher Stoff geeignet wäre, das auszudrücken, was ich fühlte; ich wusste nicht, wie ich schreiben wollte; dachte nicht über mein Image nach; und hielt das, was ich tat, die Welt zu beschreiben, nicht für einen politischen Akt. Ohne dass ich es merkte, wurde genau das aber immer wichtiger: eine Positionsbestimmung vorzunehmen, für mich selbst die Frage zu beantworten, wer ich sei und wer ich sein wollte – und damit einhergehend: wer wir sind und wer wir sein wollten, wir, die Mittzwanziger bis Mittdreißiger, die junge Generation, die Gruppe 99.

Im nächsten Jahr, im Jahr 2000, war ich als einer von zwanzig Finalisten beim open mike eingeladen. Es war November, ich zog meinen Parka über, fuhr mit dem Fahrrad nach Pankow raus, lief, um mich abzukühlen, ein paar Mal um die Villa herum, wollte wieder zurückfahren, ging dann doch hinein, setzte mich an den Tisch und las, den Wecker im Rücken, *Ende der Probezeit*, die Geschichte eines für ein Business-Center überqualifizierten Philosophiestudenten, der aus Frust über seinen Job einen Praktikanten drangsaliert und sich in seiner Freizeit brutale

Rentnergeschichten ausdenkt. Meine erste Berlin-Geschichte. Ich las mit verstellter Stimme, imitierte Frauen und Männer, machte Geräusche – und gewann nichts.<sup>1</sup>

Nichtsdestotrotz scharren sich hinterher die Agenten um mich. Karin Graf sagte, dass sie mehr lesen wolle, was Längeres und zwar schnell, einen Berlin-Roman; Tim Jung von Eggers & Landwehr erklärte, dass meine Performance bemerkenswert gewesen sei; und die ganze Zeit über wartete in einigem Abstand ein Mann, der mich an Agatha Christies belgischen Privatdetektiv Hercule Poirot erinnerte, sich dann aber mit den Worten »Haben Sie eigentlich schon meine Karte?« als der zurückhaltendste Agent Berlins, Axel Haase, zu erkennen gab.

Ein paar Monate später war es mit der New Economy und dem Debütanten-Wahn vorbei. Und ich begann, aus meiner Berlin-Geschichte meinen zweiten Roman zu entwickeln: Der namenlose Philosophiestudent kündigt seinen Job im Business-Center, vertreibt sich in Berlin die Zeit, verfolgt wildfremde Menschen und verliert sich schließlich selbst im Gestrüpp der Stadt. Innerhalb von wenigen Wochen schrieb ich hundert Seiten im Stil von Michel Houellebecqs *Ausweitung der Kampfzone*, kalt und zynisch, und merkte, wie ich – nach weiteren hundert Seiten – die Lust verlor, weiterzuschreiben. Ich zeigte das Ergebnis einem Freund, ein diskursgeschulter Lyriker, der, völlig frei von wirtschaftlichen Erwägungen, an den Agenten, am Markt vorbei, einen ersten Gedichtband veröffentlicht hatte.<sup>2</sup>

Er brach die Lektüre schon nach den ersten beiden Kapiteln ab, rief mich an und sagte: »Ich verstehe dich nicht. Das hat doch nichts mit dir zu tun. Du bist doch gar nicht arbeitslos. So fühlst du doch gar nicht. Warum schreibst du nicht über das, was dich wirklich wütend macht? Warum schreibst du nicht über deine Herkunft, deine Familie, die Provinz? Über die alten und neuen Nazis auf dem Land? Über diese risikoarmen und rein materiellen Lebensentwürfe? Überall die frisch gewaschenen Wagen in den Einfahrten samstagnachmittags? Über die zehn Mal im

1 In der Jury war damals wie heute Terézia Mora. Damals saß ich vor ihr, heute sitze ich neben ihr.

2 Er hatte im Jahr vor mir beim open mike gelesen – und auch nicht gewonnen.

Jahr gestutzten Tujen-Hecken? Über den Traum vom Backstein-eigenheim im verkehrsberuhigten schallschutzumwallten Neubaugebiet? Über die sozioökonomischen Verschiebungen der vergangenen dreißig Jahre, die aus dem Dorf, aus dieser Bedarfsgemeinschaft, in der du aufgewachsen bist, eine Konsumgesellschaft gemacht haben?«<sup>3</sup>

Und das tat ich.

Ich schrieb und schrieb. Über meine Herkunft. Meine Familie. Die Provinz. Zum open mike wurde ich nicht mehr eingeladen. Die Schauspielerin Jasmin Tabatabai zog in die Villa am Majakowskiring und die Literaturwerkstatt nach Prenzlauer Berg. Die Finalisten gerieten, weil es immer wieder neue Finalisten gab, in Vergessenheit. Die Agenten meldeten sich nicht mehr. Die Verleger und Lektoren hatten mich abgeschrieben. Und ich sprach auch nicht mehr über meinen Text, weil ich mir nicht sicher war, ob ich jemals damit fertig werden würde. Doch je länger ich schrieb, je stärker das Manuskript, das den Arbeitstitel *Krieg und Friesen* trug, Gestalt annahm, desto mehr Stichpunkte machte ich mir. Ich fing an, ein Manifest zu formulieren, ein Manifest für eine Literatur der Zukunft, ein persönliches Manifest, mein Manifest für meine Literatur meiner Zukunft. Ein literarischer Dekalog. Ein Zehn-Punkte-Plan. Und jeder Punkt begann mit dem Wort »gegen«: »gegen die Lehrer«, »gegen die Ansprüche von außen«, »gegen die Gesellschaft«, »gegen das Geld« usw., bis ich schließlich, am Ende des Buches, am Ende der Liste, am Ende meiner Möglichkeiten angekommen, »gegen die Welt« schrieb.

3 So hat er das natürlich nicht gesagt, so redet ja kein Mensch.

## Tatjana von der Beek

### *Sternkinder*

Ich treffe Mutter am Vorabend im Elternschlafzimmer, die Holztüren des Kleiderschranks stehen offen, drei Kleider liegen auf der geblühten Bettwäsche, ein weißes, ein grünes, ein schwarzes. Morgen wird es wieder ein Fest geben, weil es immer ein Fest gibt, wenn jemand geboren wurde oder gestorben ist, vor Jahren schon oder erst gestern. Die Feste hindern uns am Vergessen, sagt Onkel Naos immer, dabei habe ich längst vergessen, für wessen Tag wir an welchem Vorabend welches Kleid ausgesucht haben, und alle anderen auch, das weiß ich. Zuerst ziehe ich das weiße Kleid über, es hat einen Spitzensaum und riecht nach Anis, es gehörte Tante Wega, als sie so alt war wie ich, aber es passt mir nicht, mir passen die Kleider selten, an irgendeiner Stelle schnürt es mir immer den Atem ab. Beim grünen Kleid nickt Mutter zufrieden, fährt mit den Händen die Seidenärmel entlang, lächelt mit Tränen in den Augenwinkeln und sagt, darin bist du wie eine Erwachsene. Sie will das Weiße und das Schwarze schon zurück in den Kleiderschrank hängen, aber ich will das Schwarze anprobieren, Trauer steht mir, hat Alrischa mal gesagt. Als Mutter mir das Kleid fest am Rücken zusammenschnürt, frage ich, ob es sie auch so viel Kraft kostet, das Geschehene in diesem einen Fest zu bündeln, da sagt sie, denk daran, selbst die Sonne ist nur ein Stern, ein ziemlich durchschnittlicher sogar – wichtig für die Erde, aber unbedeutend für den Weltraum, es gibt zweihundert Milliarden Sonnen in unserer Galaxie, und unsere Galaxie ist eine von vielen Milliarden.

Sonntags, wenn wir vom Spaziergang mit den Hunden zurückkamen und es im Flur nach Braten roch, quetschten wir uns auf das Sofa, zogen uns die Decken unter die Nasen, und Großvater nahm den Atlas, um uns Amerika zu zeigen. Er brachte uns bei, dass es dort Bären gibt; dass er schon mal einen geschossen hatte; dass der Bundesstaat Washington und die Stadt Washington an verschiedenen Küsten des Landes liegen; dass es dort Wüsten gibt und Eisland; dass der Mississippi in den Golf von Mexiko mündet; dass

er schon auf ihm gefahren war. Er las uns vor aus Tagebüchern, in denen er Hunderte Kilometer durch die kalifornische Wüste fuhr und bangte, dass ihm der Kraftstoff ausgehen würde; in denen er in Texas auf Pferden ritt, auf dem Feld half und der Sternenhimmel so klar und hell war wie nirgends sonst; in denen er wochenlang Pancakes in einem Diner buk und das Trinkgeld sparte, um mit Großmutter nach Deutschland aufzubrechen. Er zeigte uns Fotos, auf denen er einen großen Fisch in den Händen hielt; auf denen er Kanu fuhr; auf denen er in die Sonne blinzelte; auf denen er mit einem Gewehr schoss; und immer lachte er auf den Fotos. Und irgendwann, wenn Großmutter den Braten aus dem Ofen geholt hatte und zum Essen rief, war es, als würde in Großvaters Gesicht etwas brechen, als hätte er kurz vergessen, dass das alles jetzt nicht mehr war, dass jetzt Großmutter war, Enkelkinder unter Decken, die alte Kneipe und der Braten jeden Sonntag.

Auf dem Tisch stehen Torten, Großmutter, Mutter und Tante Wega haben gebacken, Mutter hat mir die Haare zu einem Dutt hochgesteckt, in der Küche riecht es nach Kaffee und Seife, die Cousins spielen im Garten Fußball, die Cousinen streicheln die Hunde, alles ist wie immer, wenn wir ein Fest feiern. Um vier Uhr sitzen wir um den gedeckten Tisch, stechen Gabeln in Cremeschichten, klopfen mit Teelöffeln auf Porzellan, und nach dem Lob für die Torten holt Onkel Naos die Geschichten hervor, dann sagt er, wisst ihr noch, das war großartig, Wahnsinn, wie die Zeit vergangen ist. Als Tante Mira wie jedes Jahr aus Kalifornien anreiste, um Karneval zu feiern, herrje, wie sie immer anreiste mit einem neuen Hut und einem neuen Mann. Oder als Sarin in Washington angestellt wurde; als Leonis der Liebe wegen nach Arizona zog; als Navi einen Brief aus New York schickte. Oder als das letzte Fest in der alten Kneipe stattfand; als sie den Namen *Zum Dreigestirn* verlor; als der Sternenhimmel unter der Decke überstrichen wurde. Oder als Großmutter anfang, alle Kinder nach Sternen zu benennen; als Mutter einen Preis für eine Torte gewann; als Leonis noch zu Besuch kam. Und wie immer bei den Geschichten kreischt Tante Wega vor Lachen und Alrischa verdreht die Augen, gibt mir ein Zeichen, und wir stehen vom Tisch auf, sie zieht mich am Handgelenk hinter sich her in die Küche und fragt mich, warum reden wir immer wieder

über die alte Kneipe, über den Besuch von Tante Mira und das Fernbleiben von Leonis, über Amerika und die Sterne, aber nie über die Zwillinge.

Sonntags, wenn wir vom Tisch aufgestanden waren und es noch nicht Zeit für den Nachtschiff war, versammelten wir uns um Großmutter, die ganz und gar nach Braten roch und uns von der alten Kneipe erzählte. Sie erzählte uns von den Tagen, an denen Großvater und sie den Sternenhimmel unter die Decke der Kneipe gemalt hatten, millimetergenau, und immer wieder hatte Großvater dabei vom Sternenhimmel in Texas erzählt, der so klar und hell war wie nirgends sonst; als sie zwischen Umzugskartons ein großes Abschiedsfest für Tante Mira gaben; wie sie den Kneipennamen *Zum Dreigestirn* mit ihrer Verlobung besiegelt hatten. Und manchmal weinte sie, wenn sie von Tante Mira, Sarin, Leonis, Navi und den anderen sprach, von den Abschieden und den Festen, dann wuschen wir zum Trost ihre Tränen und das Geschirr ab. Einmal, als Alrischa und ich allein mit Großmutter waren und sie wieder so von der Erinnerung geschüttelt wurde, versprach Alrischa ihr, ich bringe dich mal nach Amerika, um die anderen zu besuchen, aber sie nickte nicht.

Mein Name ist Maia, ich bin die Kleine, sage ich zu Jürgen, so stelle ich mich immer vor, wenn Bekannte und Kollegen meiner Eltern und Tanten und Onkel mir die rechte Hand drücken und sagen, dass es sie freut. Weil bisher keine weiteren Gäste eingetroffen sind und Mutter noch in der Küche beschäftigt ist, begleite ich Jürgen auf unsere Terrasse, wir haben Lampions in die Bäume gehängt, Tischdecken aufgelegt und Blumenbuketts gesteckt, es dämmt. Er bekommt ein Getränk mit Schirmchen von mir, er bedankt sich, nimmt einen Schluck, lobt, und dann fragt er, was ich denn mache; was ich machen werde; was ich machen will. Und weil ich nicht weiß, was ich sagen soll, sage ich, wissen Sie, der Stern Maia gehört zum Sternbild Stier, er ist circa dreihundertsechzig Lichtjahre von der Erde entfernt und Teil des Maia-Nebels, eines Reflexionsnebels, manchmal wird er vom Mond überdeckt, das wird zum nächsten Mal im Jahre 2024 erwartet, bald wird es dunkel sein, dann können Sie ihn mal ansehen, heute ist der Himmel klar.

Ich treffe Alrischa nachts auf dem Balkon, ihr Gesicht schimmert in der Glut einer Zigarette, sie drückt sie erschrocken aus, als sie noch nicht erkennt, dass ich es bin. Sie sieht blass aus in dieser Dunkelheit, ich frage sie, ob es nicht ungesund ist, wenn ihr Blick ständig in den Sternen hängt, dann setze ich mich neben sie auf das Geländer. Wir schweigen lange, irgendwann sagt Alrischa, manchmal denke ich, die Zwillinge hatten recht, sie benennen uns nach den Sternen, weil man sie noch so lange leuchten sieht, auch wenn es sie längst nicht mehr gibt. Wir schweigen weiter, sie zündet sich eine neue Zigarette an, und wir schauen in den Himmel, mein Stern ist heute blass, ich kann mich kaum erkennen.

Als ich sie an ihrem achtzehnten Geburtstag sah, war ihre Haut voll Sommersprossen, sie spielten Fußball im Garten, auf dem Tisch standen Torten von Großmutter, Mutter und Tante Wega, Mutter hatte mir die Haare zu einem Dutt hochgesteckt, in der Küche roch es nach Kaffee und Seife, die Cousinen streichelten die Hunde, alles war wie immer, wenn wir ein Fest feierten. Um vier Uhr saßen wir alle um den getäfelten Tisch, stachen Gabeln in Cremeschichten, klopfen mit Teelöffeln auf Porzellan, und nach dem Lob für die Torten erzählten die Zwillinge, dass sie Astronauten werden würden, und zum Abschied drückten alle die Hände der Zwillinge und sagten, dass sie das freut. Als ich sie zum letzten Mal sah, war ihre Haut wächsern und hell, die Lippen lagen regungslos, ihr Schweigen auf den Badezimmerfliesen blendete mich, dann wurde es dunkel.

Sonntags, wenn alle schon in ihren Betten lagen und ich noch nicht einschlafen konnte, setzte Mutter sich noch mal an mein Bett, das knarrte und knackste, und erzählte mir von früher. Sie erzählte mir von den Sonntagen, an denen Tante Wega, Onkel Naos und sie mit Großmutter und Großvater auf dem Sofa gesessen hatten, mit einer Tasse Kakao in der Hand und Wollsocken an den Füßen, und sie ihnen von der alten Kneipe erzählt hatten, wie sie den Sternenhimmel unter die Decke gemalt, wie sie ihre Verlobung dort gefeiert und Tante Mira verabschiedet hatten; wie Großvater ihnen den Sternenhimmel in Texas beschrieben hatte; wie er ihnen beigebracht hatte, dass es dort Wüste gibt und Eisland, dass der Mississippi in den Golf von Mexiko mündet,

dass er schon mal auf ihm gefahren war; wie sie bei den Festen die Tischdecken aufgelegt und das Porzellan poliert, die Gäste an der Tür empfangen und ihnen ihren Namen erklärt hatte; wie Tante Wega und sie das Backen unter Großmutter's strengen Augen erlernt hatten. Und manchmal, wenn ich schon fast eingeschlafen war, strich sie mir über die Stirn und flüsterte, dass ich bald auch Feste ausrichten und Geschichten erzählen würde, wie eine Große.

Ich treffe Großmutter in der Küche, vor den Fenstern ist es schon dunkel, die Glühwürmchen landen auf der Scheibe, Großmutter's Blick spiegelt sich darin und fällt auf mich, als ich durch die Flügeltür komme. Kurz hält sie inne, lässt den Kuchenspachtel auf die Arbeitsfläche sinken, streicht ihre Schürze glatt, und dann fragt sie, warum bist du hier und nicht längst in deinem Bett. Sie hebt den Spachtel wieder, eine beigefarbene Creme klebt daran, sie streicht sie weiter sorgfältig auf den Biskuitboden, für das Fest morgen. Ich trete näher an sie heran, Großmutter's Hand zittert schon, die Creme trägt sie aber so gleichmäßig auf wie sonst nur Mutter. Das Fest morgen ist etwas Besonderes, das gibt es schon seit immer, die Cremeschichten sind dicker und süßer an diesem Tag, die Geschichten von Onkel Naos länger, das Lachen von Tante Wega kreischender, und immer liegt Sonnenlicht auf der Tischdecke. Mit diesem Fest haben die Feste angefangen, da waren wir lange nicht geboren, noch keiner hieß wie ein Stern und alle lebten in Amerika, hat Tante Wega mal gesagt. Als Großmutter kurz das Handgelenk dreht und eine nächste Cremeschicht auftragen will, frage ich, welches Fest das morgen ist, da lässt sie mit der zitternden Hand vom Kuchenspachtel ab und schnürt die Schürze fester um sich. Sie schweigt, reibt ihre Hände in einem Küchentuch, ich drücke mein Gesicht an ihren Arm, er riecht nach Seife, und irgendwann löse ich mich wieder von ihr, laufe über die gewachsenen Dielen zur Flügeltür zurück, die Nacht spiegelt sich vor meinen Füßen, und als ich schon auf der Schwelle stehe, sagt Großmutter, weißt du, ein Stern entsteht, wenn sich im Universum in einer großen Wolke aus Gas und Staub plötzlich Klumpen bilden – die Klumpen werden größer und zu einem immer dichteren Gebilde, einem Kinderstern, und im Innern dieses Kindersterns wird die Temperatur irgendwann so hoch, dass die



kühle Hülle zerspringt und das brennende Innere zum Vorschein kommt, viel heller, größer und heißer, als du es dir denken magst.

Ich liege in meinem Bett, das Mondlicht fällt durch die Scheibe auf die geblümete Bettwäsche, erst höre ich die Dielen vor der Zimmertür knarren, dann klopft es. Alrischa streckt ihren Kopf durch den Türspalt, bist du auch noch nicht müde, fragt sie, als sie sieht, dass meine Augen offen sind. Sie läuft leise zu mir, ich rücke etwas näher an die Wand, und als sie sich neben mich legt, streife ich eine Hälfte der Bettdecke über ihren Körper. Sie zieht sich die Decke bis unter die Nase, legt ihren Kopf auf meine Brust und flüstert, ich glaube, die Zwillinge hatten recht, wir sollten Astronauten werden. Wir schweigen, schauen durch die Scheibe in den Himmel, und als sich mein Blick in den Sternen verfängt, sage ich, denk daran, selbst die Sonne ist nur ein Stern, ein ziemlich durchschnittlicher sogar – wichtig für die Erde, aber unbedeutend für den Weltraum, es gibt zweihundert Milliarden Sonnen in unserer Galaxie, und unsere Galaxie ist eine von vielen Milliarden.

Anja Braunwieser

*Pumpgun*

Sie sitzt auf dem Stuhl, nackt. Der Bildausschnitt endet auf Kniehöhe, die Gelenke ragen ins Leere. Dort stehe ich, sehe zwischen ihre Beine und denke an ein Loch in der Erde. Ich bin gerannt, habe Staub geatmet. Meine Lunge brannte, und ich presste die Lippen aufeinander. Meine Lunge brannte, und in der Erde war ein Loch. Es hat im Boden geklafft wie eine Wunde, und ich wollte mich hineinwerfen, will es immer noch, stehe hier und sehe der Studentin zwischen die Beine. Lisa hat gemeint, es gebe schlimmere Jobs. Den schlimmeren Job hatte ich einmal. Er hat mir besser gefallen. Daran kann auch das neue Büro nichts ändern. Mein Büro gehört nur mir, dort habe ich ein 27-Zoll Thunderbolt Display, ein kalibriertes, ein ergonomisches Sitzkissen und Büroklammern. Heftet man alle Klammern aneinander, gibt das eine Kette, die von meinem ergonomischen Sitzkissen bis zur Tür reicht. Die überschüssigen vier Klammern verwahre ich in einer kleinen Blechdose. Auf den Bedarfsfall habe ich aufgehört zu hoffen. An der Tür klebt ein Schild, auf dem steht »Alexander F.« und etwas kleiner darunter »Künstlerische Vizeassistentz«. Es ist die Art Schild, die man verpasst bekommt, wenn die Welt dir sagen will, dass sie dich nicht wirklich braucht. Der entschuldigende Ton liegt in den goldfarbenen Lettern. Ich poliere sie manchmal. Man wächst an seinen Aufgaben. Ich sehe noch einmal auf das Foto, dann in die Runde Studierender. Keiner sagt etwas. Nichts passiert. Wann immer jemand Nacktes an der Wand hängt, sprechen die Menschen gern vom Menschen, als Ganzes und Gattung, von der Art, die er hat, dem Geschlecht, das er ist. Insofern scheint es mir vernünftig, der Sinn suchenden Menge das genuin Menschliche als eine offen formulierte Frage einfach mal vor den Latz zu knallen und sie daraufhin sich selbst zu überlassen.

Die Weihnachtsmaschinerie feuert bereits aus vollen Rohren. Schnee ist gefallen. Sein Schmelzwasser steigt uns bis zum Kragen, und wenn es das nicht tut, hilft man mit Eierlikör nach.

Ich habe Angst, wenig Hoffnung und einen Termin. Lisa wird eine kleine Feier geben. Um uns alle an ihrem Glück teilhaben zu lassen, hat sie gesagt, aber ich glaube, sie will es uns bloß zeigen, weil es das echter macht. Zeigen ist Zeitgeist, die Datenlage entschert, das Glück voll durchgeladen. Platt in der Form springt es mich von allen Displays her an. Wenn ich darüberwische, gleitet es mir durch die Finger. Heute ist es Lisa, die mir ihr Glück aufs Auge drücken will. Anlässlich dessen beschließe ich, die grüne Krawatte zu tragen, von der es heißt, sie würde meine Haarfarbe betonen, von der ich geglaubt habe, sie sei braun. Dazu wähle ich einen klassischen Anzug, dreiteilig.

Paul wartet am Ausgang der U-Bahn-Station. Auch er hat sich offenbar Mühe gegeben, sich angemessen zu kleiden, und wirkt bis auf die aus seiner Manteltasche gelb hervorblitzende Bierdose durchaus seriös. Wir haben einander seit fünf Monaten nicht gesehen. Damals hat es eine Katastrophe gegeben und darüber sprechen wir nicht, stattdessen sage ich, »he«. Paul sagt, »he«. Ich gehe schweigend hinter ihm her. Wir kennen einander seit über zwanzig Jahren. Das ist schon in Ordnung so, es ist die Ordnung, in der wir leben.

Paul und ich waren gemeinsam am Gymnasium und haben später an derselben Fachhochschule Fotografie studiert, so sagen wir das, und ein bisschen stimmt es auch. Die Fachhochschule war der hässlichste Bau in der Stadt. Wie ein Atompilz ragte er aus dem Asphalt, nur die Farben waren anders, weniger schreiend, nicht so nuklear. Zu Semesterbeginn standen Paul und ich unten auf dem Parkplatz. Ich scharrte mit den Schuhen nervös im Rollsplitt, spuckte meine Angst im Kreis aus. »Bist du sicher?«, habe ich Paul gefragt. Paul ist durch die Drehtür gegangen und ich hinterher, drei Jahre lang, fast jeden Tag. Die Summe aller dieser Tage nannten wir Studium und es hatte sehr viel damit zu tun, dass Paul und ich hinter getönten Scheiben standen, auf die Stadt hinabblickten und den Vernichtungsradius von Kernwaffen ermaßen.

Lisas Gäste tanzen zu Gangster Rap und brüllen mit. »Pumpgun« ist ein großes Wort – phonetisch schlicht, bestechend einfach, dennoch ergreifend. An den Händen fasst man einander

und will nicht aufhören, es zu schreien. Mit Blick auf den Bestand des Barschranks hängen Paul und ich der Frage nach, kraft welchen Giftes wir uns diesen Abend über Wasser halten sollen. Ich greife nach einer Flasche Chivas Regal Gold. Der Whisky ist achtzehn Jahre alt, ich selbst werde bald fünfunddreißig. »Mälzen, maischen, gären«, hat mein Onkel einmal gesagt. Mein Onkel hat viel gesprochen, immer in sehr schönen Worten und mit Speichel und Whisky zwischen den Lippen. Was ich weiß, wurde mir an keiner Fachhochschule beigebracht, sondern unter dem Dunst von Fusel und von Männern, die alt waren. Sie haben an Tresen gelehnt, sich die Ärmel ihrer Sakkos hochgekremgelt, entschlossen, als gelte es, etwas in Angriff zu nehmen. Diese Männer haben mir die Welt erklärt, mit rudernden Händen Ordnung geschaffen, wo keine war. Ich habe zugehört, hing an ihren Lippen und an meinem Glas. Ihre Rede war lang, ihr Atem auch, mit wehender Fahne, solange es lief, mit Spucke beflaggt, wenn nichts mehr ging.

In Lisas Bad ist es dunkel. Ich brauche eine Weile, bis ich den kleinen, zylindrisch aus der Seitenwand des Spiegelschranks hervorragenden Lichtschalter ertastet habe. So winzig er auch ist, er klickt sehr laut, und was er entfacht, blendet mich. Es heißt, sichtbares Licht sei Teil eines elektromagnetischen Spektrums. Ist es nicht. Es ist weiß, nichts als weiß, stumpfsinnig weiß lodern, brennend und gleißend mit einer einzigen, wie die olympische Fackel vor sich her getragenen Absicht – mich in Asche zu legen.

Die dritte Adventwoche ist bereits verstrichen. Die Geburt des Erretters steht unmittelbar bevor. Man besäuft sich heillos. In der Aula der Universität ist ein kleiner Adventmarkt errichtet worden. Es riecht nach Rum, Weihrauch und Marihuana. In den Ecken, in denen nicht geknutscht wird, spricht man über Adorno. Ich ziehe den Mantelkragen höher, durchquere den Markt mit schnellen Schritten, greife mir eine Tasse Punsch und eile die Treppen hoch. Nachdem ich keine Mails beantwortet und mein Sitzkissen aufgeschüttelt habe, gehe ich in den Hörsaal und versperre die Tür hinter mir. An der vorderen Wand des Saals lehnt ein großformatiges, hübsch gerahmtes Foto, das mehrere Nuancen von Weiß zeigt. Da zu befürchten ist, dass das Foto morgen

als Semesterprojekt präsentiert werden soll, werfe ich einen längeren Blick darauf und versuche zu ermessen, welches Konzept auf die sich hier auftuende Leere zur Anwendung gebracht werden könnte. Im Regelfall ist es ein erkenntnistheoretischer Diskurs, den diese aufs Allerschlichteste gestalteten Bilder zu eröffnen suchen, aber Regelfall ist nicht, sondern Weihnachten. Als ich sicher zu sein glaube, dass am morgigen Tag sehr viel vom »Ding an sich« die Rede sein wird und davon, warum es weiß ist, setze ich mich auf einen der Tische und nehme einen großen Schluck Punsch. In der Ecke gegenüber hängt das Selbstporträt der Studentin. Sie ist nackt, scharf, und ihre Kommilitonen sind übereingekommen, dass sie tatsächlich das genuin Menschliche darstelle. Damit kann ich leben. Sie hat große Brüste, die trotz ihrer mutmaßlichen Schwere nicht hängen, sondern vielmehr stehen. Ihre Haut ist dünn, marmoriert von durchscheinenden Blutgefäßen. Ich bin schon an der Tür, als ich mich noch einmal umdrehe, weit aushole und die Tasse gegen das Bild schleudere. Die Tasse zerschellt am Kopf der Studentin. Der Punsch löst Druckerfarbe aus dem Papier. Er sammelt sich zu einem dunklen Rinnsal, das zwischen ihren Augen hinabfließt.

Lothars höchstes Ziel ist die nächste Art Fair, seine radikalste Forderung an die Welt ein Biosiegel. Die Barbourjacke trägt er mit Palästinaertuch, sein Haar undone. Ich will ihn streicheln. Lothar stößt ein gequältes Stöhnen aus und gibt sich als der Urheber des »Ding an sich« zu erkennen, indem er neben sein Werk tritt. Er erklärt uns, dass er während der Sommermonate in eine tiefe Schaffenskrise verfallen sei und er diese Schaffenskrise auf dem Dach eines sechsstöckigen Wohnzinshauses, bei dreiunddreißig Grad Celsius Außentemperatur, mittags in der Sonne liegend zu überwinden versucht habe. Zu seiner Überraschung habe das allerdings nicht geholfen, sondern, im Gegenteil, er glaubt, gerade in jenem Moment festgestellt zu haben, dass sein Leben sinnlos ist, dass alles, was unter dieser stumpf vor sich hin brennenden Sonne geschieht, sinnlos ist und dass er nie ein Foto schießen wird, das etwas anderes auszurichten versteht, als diese Sinnlosigkeit zu bezeugen. Dann, genau in diesem Moment der Erleuchtung, habe er zur Kamera gegriffen und in das Licht der stumpf vor sich hin brennenden Sonne fotografiert. Mehr gebe es

## DIESES BUCH BESTELLEN:

per Telefon: 089-13 92 90 46

per Fax: 089-13 92 9065

per Mail: [info@allitera.de](mailto:info@allitera.de)

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm  
unter:

[www.allitera.de](http://www.allitera.de)

[www.facebook.com/AlliteraVerlag](https://www.facebook.com/AlliteraVerlag)

### Allitera Verlag

Allitera Verlag • Merianstraße 24 • 80637 München  
[info@allitera.de](mailto:info@allitera.de) • fon 089-13 92 90 46 • fax 089-13 92 90 65 •  
[www.allitera.de](http://www.allitera.de) • [www.facebook.de/AlliteraVerlag](https://www.facebook.de/AlliteraVerlag)